

Mein letztes Mal in Handschellen war vor sechs Monaten. Ich hatte meine zehn Jahre abgesessen, aber als sie mich zum Gefängnisausgang führten, musste ich sie noch einmal tragen. Amerikanische Gefängnisse lassen ihre Insassen nicht gerne frei. Die Antwort der Vereinigten Staaten auf die Gewaltwelle, von der ihre Städte während der Epidemie von Crack-Kokain vor zwanzig Jahren heimgesucht wurden, waren obligatorische Mindeststrafen. Während der Richter und so ziemlich jeder andere im Verhandlungssaal an dem Tag, an dem ich 2004 verurteilt wurde, das Gefühl zu haben schien, dass ich besser in einer Entzugsklinik aufgehoben gewesen wäre als in einem Gefängnis, ging ich gefesselt und erschüttert mit einer Haftstrafe von zehn Jahren da raus. Wenigstens musste ich dabei keine Maske und keine Plastikhandschuhe tragen wie diejenigen, die durch Spucken oder Angriffe auffällig geworden sind.

Nur ein Jahr davor hatte ich noch an einem Schreibtisch in einer Literaturagentur gesessen und Manuskripte danach durchgeschaut, was man Verlagen anbieten konnte. Ich wollte den großen amerikanischen Roman entdecken, aber mein Chef bevorzugte Ratgeber von Leuten mit akademischen Titeln im Namen. Am Ende wurden beide Optionen durch das Heroin zerstört. Weniger als zwei Jahre Sucht haben mich zehn Jahre meines Lebens gekostet.

Ich wurde wegen fünf Raubüberfällen verurteilt, ein verzweifelter Verbrechen, in dem ich nicht sehr gut war. In einer Zeitung wurde ich sogar als „apologet bandit“ bezeichnet wegen meines offensichtlichen Widerwillens, jemanden auch nur zu ängstigen, geschweige denn zu verletzen. Ich habe dafür dasselbe Taschenmesser benutzt, das ich schon als Pfadfinder hatte. Obwohl ich niemanden je verletzt und auch nur sehr wenig erbeutet habe, erhielt ich vor Gericht meine zehn Jahre und trat damit in eine neue Lebensphase ein.

Meine Familie war am Boden zerstört; mein Vater war ein ziemlich bekannter Schriftsteller in Russland gewesen, von wo wir 1977 eingewandert sind – obwohl ich selbst erst ein Jahr später in New York geboren wurde. Ich war das einzige Kind und wuchs in einer intellektuellen-Familie auf, umgeben von allen Größen der dritten sowjetischen Auswanderungswelle nach Amerika. Damals wurde mir das Lesen zur lebenslangen Gewohnheit, und ich bekam vermittelt, dass man mit allem davonkommen kann, wenn man nur talentiert genug ist. Ich konnte das bei meinem Vater sehen, obwohl er nie so weit ging wie ich – und auch nicht so früh. Aber ich bin der Sohn meines Vaters, und am Ende rettete mir die Literatur meinen Verstand, und das Schreiben sichert mir heute meinen Lebensunterhalt.

Ich habe die Droge mit 23 zum ersten Mal probiert und war so gut wie auf der Stelle süchtig

Die Literatur der Beatniks hat mich schon in einem Kurs fasziniert, den ich als Austauschstudent in Kopenhagen bei einem amerikanischen Professor belegt hatte. Aber es war besonders William Burroughs, den ich genoss. Und Burroughs bedeutet Heroin. Ich habe die Droge im Alter von 23 Jahren zum ersten Mal probiert, nachdem ich mit den meisten anderen eher unbefriedigende Erfahrungen gemacht hatte. Ich war so gut wie auf der Stelle süchtig, und ich war dabei so lange „funktionsfähig“, bis ich es eben nicht mehr war. Das Verlangen, eine illegale Droge aufzutreiben, die mich einhundert Dollar am Tag kostete, hat mich umgehend aus der normalen Gesellschaft gestofen. Der Sommer 2003 war der schlimmste, und tatsächlich war ich kurz danach beim Entzug, aber zu dem Zeitpunkt hatte ich meine Verbrechen schon begangen.

Nachdem ich im August fünf Raubüberfälle begangen hatte, wurde ich im November jenes Jahres verhaftet, weil mich jemand durch Zufall auf der Straße wiedererkannt hatte. Ich war bis zum Februar 2014 hinter Gittern. Das ist ein Drittel meines Lebens, und zwar eines, das mich für immer prägen wird. Ab dem Moment, in dem ich in der Haftanstalt ankam, in der viele der Männer ihr komplettes Leben verbringen, musste ich mich entscheiden, wie ich das Leben in dem Hochsicherheitsgefängnis angehen wollte, in dem ich sieben Jahre verbringen würde. Sie konnten riechen,



„Von allen Ratschlägen, wie man am besten seine Zeit im Gefängnis absitzt, war der von Proust der gescheiteste.“ – Daniel Genis.

FOTO: PRIVAT

Verbotene Geschäfte

Als heroinsüchtiger Literaturagent beging der Autor dieses Artikels fünf Raubüberfälle und landete für zehn Jahre im Gefängnis. Dort las er dann 1046 Bücher *Von Daniel Genis*

dass ich hier nicht hergehörte, die Wärter genauso wie die anderen Häftlinge. Ich konnte versuchen, mich anzupassen und Interesse an Motorrädern, Nationalismus und Pitbulls kundtun. Oder ich konnte versuchen, ich selbst zu sein und mir dadurch Respekt zu verschaffen.

Ich habe mich für das Zweite entschieden, und das erwies sich als richtig. In den insgesamt zwölf Einrichtungen, die ich von innen gesehen habe, habe ich mir wenige Feinde und viele Freunde gemacht, Leute, mit denen ich bis heute korrespondiere. Die wussten alle, dass ich anders war, und das hat es mir erlaubt, die ungeschriebenen Regeln etwas weniger streng zu befolgen. Als ich einen früheren Mönch kennenlernte, der ein Priesterseminar in Österreich besucht hatte und aus dem Gedächtnis Heine aufsagen konnte, sah ich darüber hinweg, dass er einsaft, weil er drei Jungen belästigt hatte, und machte gemeinsam mit ihm ein Pesto aus geklautem Basilikum. Das hätten sich die meisten anderen Häftlinge nicht getraut.

Die Hälfte der Zeit wurde mit anderen verbracht, die andere Hälfte saß ich in meiner Zelle. Und in beiden Fällen fand mein Leben jeweils auch zur Hälfte in meinem eigenen Kopf statt. Bei den Gesprächen mit Mördern im Gefängnishof, wo wir zusammen Gewichte stemmten, spielte ich Anthropologie und versuchte über jeden Einzelnen etwas herauszufinden, egal ob Monster oder Pechvogel. Und für mich selbst führte ich eine andauernde Unterhaltung mit den Größen der Literatur. In zehn Jahren Gefängnis habe ich 1046 Bücher gelesen, die meisten davon Weltliteratur, der Rest Science-Fiction und ein paar abseihiger Titel, die meine Leseliste abrundeten.

Heute ist diese Liste, mit ungefähr drei Büchern pro Seite, das Skelett der Erinnerungen, die ich über die Zeit meiner Haft schreiben. Die Liste ist zu voluminös, um sie einfach so zu publizieren, aber wann immer ich darüber nach, sehe ich, was für eine wunderbare Gedächtnisstütze sie ist, weil sie mich daran erinnert, was um mich her-

um los war, als ich, sagen wir, den schrecklichen Houellebecq las oder die liebenswerten Kuriositäten von Gombrowicz. Das war ein besseres Tagebuch als mein eigentliches Tagebuch.

Um das Beste aus den Dingen zu machen, die ja nun einmal so schlimm waren, wie sie nur sein konnten, entschied ich mich dafür, meine Haftstrafe als Möglichkeit anzusehen, mein Studium um zehn Jahre zu verlängern. In gewisser Weise war es der vollendete Luxus: Ich hatte die Zeit und die Kapazität, jedem Interesse nachzugehen, das mir unterkam. Zum Beispiel faszinierte mich auf einmal der Entdecker und Linguist Sir Richard Francis Burton. Also las ich seine Reiseberichte und Monografien. Alle. Wer sonst in der heutigen Welt hat Zeit für eine zweibändige Geschichte des Schwertes aus der Mitte des 19. Jahrhunderts? Oder für einen 1840 erschienenen Bericht über des furchtlosen Forschers Besuch bei den Mormonen in Salt Lake City? Übrigens war Burton so ziemlich der einzige, der ihnen je ein positives Zeugnis ausgestellt hat, er war nämlich ein Freidenker in Sachen Sex. Seine Frau Isabel verbrannte nach seinem Tod deshalb viele noch unpublishierte Manuskripte, wodurch sie mich ganz schön beraubt hat.

Abgelegen zu lesen, war großartig, aber ich hatte vor allem das Gefühl, dass ich auch den traditionellen westlichen Kanon mal bewältigen sollte. Ich hatte einen Abschluss in Geschichte von der University of New York und mein gesamtes Arbeitsleben mit Büchern zu tun gehabt, sei es beim Schriftsetzen oder beim Lektorieren oder beim Lesen von Manuskripten. Aber da waren immer noch so viele große Werke, für die bisher schlicht nie die nötige Zeit gewesen war. In den meisten Gefängnissen, in denen ich einsitzen musste, arbeitete ich in den Bibliotheken, dadurch hatte ich Zugang zu Büchern, aber vor allem war mein Vater so lieb, mich mit allem zu versorgen, auf das mein Auge fiel, weil er es einfach online ordern und ins Gefängnis schicken lassen konnte. Ich las auf Englisch, Franzö-

sisch und Russisch und widmete meine Freizeit den Meisterwerken der Weltliteratur. Das war manchmal fast zu viel. Als ich mit den „Brüdern Karamasow“ fertig war, hatte ich das Gefühl, dass ich das Schreiben aufgeben sollte, weil das Beste in dieser Disziplin ohnehin längst erledigt war.

Ich kam darüber hinweg: Am Ende habe ich das Gefängnis mit einem Bündel von Tagebüchern, Erzählungen, einem Roman und zwei Dritteln von einem weiteren Roman sowie der Bücherliste verlassen. Aber ich habe mir, anders als die meisten anderen Gefangenen, niemals eine Tätowierung stechen lassen. Dabei hatte ich sogar eine im Sinn. „Omnia mea mecum porto“ hat Cicero in seinem Dialog „Paradoxis“ gesagt: Alles, was mein ist, trage ich mit mir.

„In gewisser Weise war es der vollendete Luxus.“

Dann fand ich aber, dass in meine Haut kratzen zu lassen, wäre ein Widerspruch in sich gewesen, weil sich das Zitat ja auf den Inhalt meines Kopfes bezog. Und den meinen habe ich mit Umsicht gefüllt. Ich habe die Länder der Welt durch ihre Literatur bereist. Meine Frau ist Ungarin, und obwohl ich in ihre nicht-indoeuropäische Sprache leider niemals hineinflinden konnte, habe ich doch Krasznahorkai und Esterházy gelesen, um ihre Herkunft besser zu verstehen. Deutschland war eines meiner Lieblingsziele, auch wenn ich es zuerst ausge-rechnet durch das abseitige Portal von Albert Speer betreten habe.

Aber nach den „Spandauer Tagebüchern“ hatte ich das Gefühl, ich habe einen Freund getroffen. Danach habe ich die wichtigsten Bücher gelesen, die in der anglofönnen Welt als repräsentativ für die deutsche Kultur angesehen werden: Goethe, Schiller, Hesse und, um den Speer wieder auszugleichen, sogar Günter Grass. Aber es war Thomas Mann, mit dem ich wirklich eine Liebesaffäre hatte. Ich verlor

mich im „Zauberberg“, „Josef und seinen Brüdern“ und schließlich im „Doktor Faustus“, der mir drei Monate Isolationshaft einbrachte. Von dem Roman inspiriert und angeeignet von Leuten, die von mir Kaffee und Zigaretten haben wollten, verkaufte ich ihnen diese Dinge um ihre Seelen. Fünf Männer unterschrieben Verträge mit mir, in denen sie ihre unsterblichen Seelen für eine Tasse Kaffee eintauschten.

Wir verstanden das als Witz, die Justizbeamten leider nicht. Ich wurde „unerlaubter Geschäfte“ für schuldig befunden und für 90 Tage mit einem Verrückten in Isolationshaft gesteckt. Während der Verrückte in dem Doppelstockbett über mir herum-tobte, versteckte ich mich in Wien bei Robert Musil.

Die wichtigste Lektüre im Gefängnis für mich war aber vielleicht Proust. Haruki Murakami hat neulich in seinem Roman „1Q84“ einen Mörder erklären lassen, dass das Gefängnis der einzige Ort für einen modernen Menschen sei, um „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ durchzulesen. Da hatte er recht. Proust bringt das Argument, dass die Zeit der Feind des Menschen ist, sein Glück und seine Liebe zerstört. In seinem Roman versucht er deshalb im Wesentlichen, sich gegen die Zeit zur Wehr zu setzen, indem er in nahezu halluzinatorischen Erinnerungen badet. Eine vertraute Ansicht. Jeder Häftling ist ein Gedächtniskünstler, auch wenn die meisten versuchen, aus ihren Neuronen eine Frau zu rekreieren.

Und ich habe das auch versucht, ich habe versucht, Tage am Strand ins Gedächtnis zurückzurufen oder einen perfekten Nachmittag auf Capri oder den Geschmack von Currywurst. Allerdings verwirft Proust diesen Ansatz am Ende. Die Zeit kann durch Erinnerung nicht besiegt werden – aber durch Kunst. Trivial gesagt überlebt einen die Kunst, aber in einem subtileren Sinne argumentiert Proust, dass das Schöpfen von Kunst den Künstler in einen zeitlosen Raum versetzt. Wie wahr: Ich war nicht im Gefängnis, wenn ich

an meinen eigenen Sachen schrieb. Von allen Ratschlägen, wie man am besten seine Zeit im Gefängnis absitzt, war der von Proust der gescheiteste.

Ich hatte Freunde, die nicht ganz so papierversessen waren. Eine Menge gebildeter Leute landeten für alles Mögliche in amerikanischen Gefängnissen. Einige der nettesten waren Männer, die ihre Ehefrauen getötet hatten. Ein Anfall von Zorn, und die nächsten 25 Jahre sind verloren. Fast jeder, den ich getroffen habe, war schuldig; nur ein- oder zweimal habe ich die Unschuldsbeteuerungen geglaubt. Aber ich habe auch einen Deutschen namens Ekkehart Schwarz kennengelernt, der wahrscheinlich dazu verdammt ist, im Gefängnis zu sterben, denn er war schon 75 und hatte noch etliche Jahre bis zur Haftaussetzung vor sich, und der war wirklich unschuldig. Er war eingesperrt worden, weil er naiv und vertrauenselig gewesen war.

Der „Doktor Faustus“ brachte mir drei Monate Isolationshaft

Schwarz hatte sein Arbeitsleben in Amerika verbracht, vierzig Jahre lang als Architekt. In den Sechzigern hatte er bei Hans Scharoun in Berlin gelernt. Dann war er für einen amerikanischen Abschluss nach Berkeley gegangen, bekam einen Job in New York und blieb. Die Tragödie erwischte ihn ganz am Ende seines erfüllten und harmlosen Lebens. Dieser kultivierte Mann saß wegen bewaffneter Raubs. Er war zu alt für seinen Architekturbetrieb gewesen, aber sonst noch bei guter Gesundheit. Er brauchte eine Altersversorgung, und zu seinem Unglück entschied er sich für die Gastronomie. Schwarz steckte seine gesamten Ersparnisse in ein Lokal in Downtown und hatte dabei einen deutschsprachigen Griechen mit kriminellen Neigungen zum Partner. Um es kurz zu machen: Der Grieche zwang den Vermieter, Blankoschecks auszustellen. Schwarz, naiv, wie er war, depointierte die. Als er verhaftet wurde, glaubte er noch, seine Unschuld würde sich im Prozess erweisen, aber weil sein Mittäter tatsächlich schuldig war, war Ekkehart es auch.

Als wir uns kennenlernten, war ich begeistert, jemanden zu haben, mit dem ich über E.T.A. Hoffmann reden konnte, den ich damals gerade mit Vergnügen las. Zusammen haben wir klassische Musik gehört, Annäherungen an europäische Gerichte gekocht und sein alterndes Gedächtnis getestet. Aber über unserer Freundschaft hing immer seine Tragödie wie eine dunkle Wolke. In seinem Alter war eine Zeit nach der Haft unwahrscheinlich, auch wenn er seine Übungen machte, auf seine Ernährung achtete und noch gut in Form war für 75. Er legte seine Hoffnungen in ein Berufungsverfahren, aber einen Monat, bevor ich rauskam, wurde es abgelehnt. Ich schreibe ihm bis heute und habe ihm soeben erst Rüdiger Safranski Buch über Heidegger geschickt. Als junger Mann war Ekkehart in Vorlesungen des großen Philosophen gewesen, und fünfzig Jahre später war er immer noch dabei, sich durchs „Dasein“ zu arbeiten. Ich war meiner Verbrechen schuldig, so blödsinnig und amateurhaft die waren, und Schwarz war es nicht, aber er muss mehr Zeit absitzen. So kann sie sein, die amerikanische Justiz. Und da führt auch mit Lesen kein Weg heraus.

Als ich wieder frei war, wusste ich, dass die Tage meiner Lektüre vorbei waren. Es war nun Zeit zu schreiben, und das habe ich getan. Ich arbeite als Journalist, ich habe über die Mode des Bogenschießens und des Drachenbootrennens geschrieben und einen der letzten lebenden *Ramones* interviewt. Natürlich, die meisten Redakteure interessieren sich vor allem für meine Gefängniserfahrungen, deshalb schreibe ich auch oft darüber. Ich kann mich nicht beschweren, immerhin war das mein Fuß in der Tür. Aber ich habe inzwischen eine Agentin, ich bringe meine Memoiren heraus, und ich plane, meinen Roman „Narcotica“ zu veröffentlichen, wenn er fertig ist. Ich liebe mit meiner Frau, die auf mich gewartet hat, und tue mein Bestes, ein guter Ehemann und Staatsbürger zu sein. Wenn du keine Drogen nimmst, ist das gar nicht so schwer.

Das Einzige, was ich nicht mehr mache, ist lesen.

Aus dem Englischen von Peter Richter

Das Land verlassen, ohne seine Grenzen zu überqueren

Lutz Seiler erhält den Deutschen Buchpreis 2014 für seinen Roman „Kruso“

Für seinen Roman „Kruso“ (SZ vom 6. September) hat Lutz Seiler den Deutschen Buchpreis bekommen. Das ist eine gute Wahl. Sie führt zurück in den Sommer und beginnenden Herbst 1989 vor 25 Jahren, als die Mauer schon porös zu werden begann, ehe sie schließlich aufhörte, Grenze zu sein und fiel. Hiddensee, das „Capri des Nordens“, wird in diesem Roman zur Arche für viele, die einen inneren Ausreiseantrag gestellt, das Land verlassen haben, ohne seine Grenzen zu überqueren, und Kruso, Alexander Krusowitsch, halb Russe, halb Deutscher, Sohn eines Generals und einer verunglückten Zirkusartistin, geboren im Jahr des Mauerbaus 1961, der dem Roman den Titel gibt, ist das Zentrum dieser Kolonie von Schiffbrüchigen.

Mit dem Robinson aus Daniel Defoes Roman ist dieser Kruso und sein Freitag, der Ich-Erzähler Ed, nur entfernt verwandt, nicht eine Kaufmannsreise hat ihn zum Schiffbrüchigen gemacht, sondern ein Lebensverlust: das Verschwinden seiner älteren Schwester Sonja vor der Küste Hiddensees, so wie in Ed die tote Freundin aus Hal-

le spukt, das er verlassen hat, um eine Auszeit vom Leben zu nehmen. Lutz Seiler teilt seinen Stoff mit der Zeitgeschichte, aber die Sprache teilt er nicht mit ihr. Als Lyriker hat der 1963 in Gera geborene Autor begonnen, die Landschaften Thüringens und den Uranbergbau beschrieben, ehe er innerlich auf See ging, um die Sprachleinen auch im Roman loszulassen. Und wer diesen Roman liest, etwa die Passagen über das Rumoren der Lyrik in den Abwascharbeitern der Gaststätte „Zum Klausner“, der bekommt einen Einblick auch in die Geschichte der Entstehung eines Autors.

Im Frankfurter Römer wurde die Entscheidung wie üblich am Vorabend der Buchmesse als Live-Showdown inszeniert, wie üblich mit Kamerafahrten über das Publikum und Heranzoomen der Jurymitglieder und der Kandidaten, mit Video-Einspielungen über die Bücher samt Autoren-Interviews, und wie üblich erhält der Sieger nun 25 000 Euro, die übrigen fünf Autoren der Shortlist je 2500 Euro. Gert Scobel der wieder moderierte, räsionierte über Bücher, die Feuer bringen und über Prome-



Lutz Seiler, geboren 1963 in Gera. Sein preisgekrönter Roman „Kruso“ spielt auf Hiddensee.

theus als Kulturbringer, schlug in einem mythologischen Crashkurs den Bogen vom Lagerfeuer zu Facebook.

Mit der Auszeichnung für Lutz Seiler endete ein Wettbewerb, in dem die Jury spätestens mit der Shortlist den Akzent ganz auf das Motiv „Deutschland befragt sich selbst“ gesetzt hatte. Im vergangenen Jahr hatte Terezia Mora für ihre Road-Novel „Das Ungeheuer“ den Deutschen Buchpreis erhalten und darin den Helden auf eine Reise nach Südosteuropa geschickt. Im Frühjahr nahm Saša Stanišić den Preis der Leipziger Buchmesse entgegen für seinen Roman „Vor dem Fest“ und Katja Petrowskaja stand dort mit „Vielleicht Esther“ auf der Shortlist, einer Suche nach dem ukrainisch zentrierten Geflecht ihrer Familie. Und wenn die öffentliche Diskussion über die Gegenwartsliteratur, der die Jury-Vorsitzende Wiebke Porombka nun im Römer vorwarf, vor allem von der Lust an sich selbst zu leben, nicht gerade an den Romanen „Frauen, die auf Listen fehlen“ oder „Männer, denen Muskeln fehlen“ schrieb, ging es um die wachsende Bedeutung der-

jenigen Autoren und Autorinnen, die nicht in Deutschland geboren sind, deutsche Literatur schreiben und neue Blicke auf das Land und die Sprache werfen. Nun aber kein Sherko Fatah mit dem Irak-Roman „Der letzte Ort“, kein Feridun Zaimoglu mit „Isabel“ auf der Shortlist.

Thomas Hettche hatte mit seinem Roman „Pfauneninsel“ über das künstliche preußische Paradies in der Havel als Spiegel deutscher Innenwelten im anbrechenden Industriezeitalter das Nachsehen gegenüber der Sprachgisch. Seilers, ebenso Gertrud Leutenegger mit ihrem Roman „Panischer Frühling“, der zwei Kindheiten in einem Londoner Frühling spiegelt. Auf der Strecke blieben am Ende auch die beiden harten, im Präsens erzählten Romane prekärer deutscher Existenzen in der DDR um 1980 und in der Bundesrepublik der Gegenwart, Angelika Klüssendorf „April“ und Thomas Melles „3000 Euro“. Heinrich Steinfeld war mit „Der Allesforscher“ der Humorist unter den Kandidaten. Er wird sich über 2500 Euro lächelnd freuen. LOTHAR MÜLLER

HEUTE

Feuilleton
Ökonomie der Liebe: Warum wir einen neuen Generationenvertrag brauchen 12

Literatur
Wie Anton Corbijn die Dreharbeiten zu seinem Film „A Most Wanted Man“ fotografierte 14

Das Politische Buch
Die türkische Partei CHP ist ein Zwitter: mal nationalistisch, mal sozialdemokratisch 15

Wissen
Zahlen fürs Prahlens: Studie deutet auf soziale Kosten bei Facebook-Postings hin 16

Retrokolumne 13
von SZ-Autoren 14

» www.sz.de/kultur